

Ökumene gewinnt Profil (II)

Zum Beispiel ökumenische Gemeindezentren

VON HARTMUT KÖLLNER

Ökumenische Gemeindezentren – Reflex und Einübungsfeld ökumenischer Erkenntnis

Als sich im April 1978 zum ersten Mal Vertreter von 15 ökumenischen Gemeindezentren im Gemeinsamen Kirchenzentrum in Meschede trafen, da nannte Alois Klein aus Paderborn die ökumenischen Gemeindezentren „eindrucksvolle Symbole für den weit fortgeschrittenen Stand der ökumenischen Annäherung der Kirchen“.

Auf der zweiten Konsultationstagung Ökumenischer Gemeindezentren im April 1983 in Wertheim am Main formulierte Laurentius Klein (Frankfurt): In den ökumenischen Gemeindezentren „wird Ökumene hart im Raum eingeübt“. Die eine Bemerkung wertet das gemeinsame Wohnen konfessioneller Gemeinden unter einem Dach als bedeutsamen Reflex lokaler Gemeinden auf den ökumenischen Aufbruch der vergangenen Jahrzehnte. Die zweite Bemerkung weist darauf hin, daß der Alltag gemeinsamen Lebens in diesen Häusern ein verbindlicher Versuch ist herauszufinden, wie weit vor Ort ökumenische Gemeinsamkeit möglich ist.

Unter beiden Gesichtspunkten möchte ich über das ökumenische Phänomen der „Kirchen unter einem Dach“ nachdenken. Dabei schreibe ich als Betroffener. Rechnet man die Planungsphase hinzu, dann sind es jetzt immerhin gut 15 Jahre seit meinem ersten Gedanken an jenes Haus, das wir seit Herbst 1976 als evangelische Kirchengemeinde mit der katholischen Schwestergemeinde in Meschede bewohnen.

Austausch und Kooperation ökumenischer Gemeindezentren

Beim Evangelischen Kirchentag 1977 in Berlin stellten wir Mescheder unsere ersten gemeinsamen Schritte im Markt der Möglichkeiten in das Licht der kirchlichen Öffentlichkeit. Im Gästebuch fanden wir Bemerkungen wie: „Wir sind dabei, etwas Ähnliches in Darmstadt-Kranichstein zu schaffen“ oder „in Neckargemünd bei Heidelberg gibt es die Ökumenische

Gemeinde im Wiesenbachtal, die ziemlich ähnlich läuft wie die Sache hier. Wir grüßen Sie . . .“ Völlig überraschend lernten wir hier Vertreter anderer ökumenischer Gemeindezentren kennen, mit denen wir jenen bereits erwähnten Austausch unserer Erfahrungen im April 1978 vereinbarten, der unter der Federführung der Ökumenischen Centrale aus Frankfurt stand.

Aus der Berliner Begegnung und dem Mescheder Treffen wurde ein überörtlich lockerer Zusammenschluß ökumenischer Gemeindezentren, von dem Ansgar Ahlbrecht beim Kirchentag in Hannover im Blick auf die Organisationsschwäche der Ökumene am Ort sagte: „Wenn es mehr solcher Zusammenschlüsse gäbe, die eine bestimmte Art, Ökumene am Ort zu betreiben, überörtlich sichtbar machen, wäre das ein großer Gewinn“ (zitiert nach Ökumene am Ort 7/8 1983, S. 11).

Im „Markt der Möglichkeiten“ der Kirchentage in Nürnberg, Hamburg und Hannover war jeweils eine Kooperation ökumenischer Gemeindezentren mit einem Beitrag vertreten. Vorbereitung, Durchführung und Nachbereitung dieser Beiträge haben Kenntnisse der Arbeit anderer Gemeindezentren vermittelt, die ich hier verwerte. Auch in Düsseldorf werden fünf gemeinsame Kirchenzentren einen gemeinsamen Stand gestalten als Beitrag zum ökumenischen Gespräch. Längst geht es uns dabei nicht mehr um die Selbstdarstellung. Wir haben gemerkt, daß es uns nicht guttat, in eine Sonderstellung zu geraten. Wir suchen auf dem Kirchentag mit kreativen Anstößen das motivierende und ermutigende Gespräch in einer Landschaft, in der viele sagen: „In der Ökumene geht nichts mehr.“ Wir wehren uns dagegen, daß von „Krankbetern“ eine schlechte ökumenische Konjunktur ausgerufen wird, in die dann nichts mehr investiert wird. Diesen Rufern sagen wir aus der nüchternen Kenntnis eines dauerhaften, eigenständigen ökumenischen Engagements: Wer ein Feuer brennen läßt und nichts nachlegt, dem geht es aus.

Von der ökumenischen Relevanz gemeinsamer Kirchenzentren

Ökumenische Gemeindezentren haben deshalb eine erhebliche ökumenische Relevanz, weil hier ganz normale, sonst benachbarte konfessionelle Gemeinden dauernd auf engem Raum zusammenleben. Hier ist das Wagnis der Verzahnung von Gemeinden in Stein und Holz befestigt. Nur mit äußerster Mühe ist ein solcher Versuch abbrechbar. Das erklärt die nur verhaltene Zustimmung kirchenleitender Instanzen bei der Planung vieler Projekte. In einer Predigt an einem gemeinsamen Tag der beiden Gemeinden in Meschede formulierte ich: „Unser gemeinsames Haus in Meschede ist in

Stein gegessener Wille zur Einheit der Christen. Wie die alten Israeliten Steine zu einem Altar schichteten, um ein wichtiges Erlebnis oder eine wichtige Erkenntnis nie mehr zu vergessen, so haben wir unser Haus gebaut als ein Bekenntnis, als ein Zeichen auf einem nicht umkehrbaren Weg zur konkreten Einheit der Christen am konkreten Ort.“ Längst haben die Steine begonnen zu predigen in nachlassendem Elan und ausklingender Anfangseuphorie.

Ökumenische Kirchenzentren – Ein Überblick

Mir sind 36 ökumenische Gemeindezentren namentlich bekannt. 10 weitere Häuser befinden sich im Stadium der Planung. 20 Häuser entstanden allein zwischen 1973 und 1978. Auffallend sind die langen Planungszeiträume von 6-8 Jahren, die auf eine gründliche bauliche und inhaltliche Vorbereitung schließen lassen.

Die Ökumenische Centrale in Frankfurt dokumentierte die bis 1978 bekanntgewordenen Projekte im Materialdienst 12/1978. Die Liste der bekannten Zentren wird dort seitdem fortgeschrieben. Auch aus England, Holland, den USA und Südamerika sind entsprechende Projekte bekannt.

In einem Bericht über lokale ökumenische Projekte in England heißt es: „Es ist bemerkenswert, daß diese Projekte in so kurzer Zeit bewiesen haben, daß Einheit möglich ist. Dennoch behalten die local ecumenical projects weiterhin ihren experimentellen Charakter.“ Hugh Cross, der Autor des Berichtes, schreibt: „Keine zwei dieser Projekte sind identisch.“ Er nennt unter den vielfältigen Projekten auch solche mit gemeinsamen Gebäuden und erwähnt ein Gesetz des englischen Parlaments aus dem Jahr 1969, das Richtlinien für die Trägerschaft von gemeinsamen kirchlichen Gebäuden rechtlich verankert (zitiert nach Materialdienst der Ökumenischen Centrale 15/1983).

Eine Handreichung für örtliche ökumenische Zusammenarbeit in der DDR (dokumentiert im MD der ÖC 3/1981) empfiehlt mit dem Hinweis auf gute Erfahrungen bei gemeinsamen Kirchenneubauten in anderen Ländern: „Wo neue Gemeindezentren bei uns entstehen, ist nach Möglichkeit ihre gemeinsame Nutzung von vornherein in Blick zu nehmen.“ Überträgt man die Standorte ökumenischer Kirchenzentren in Deutschland auf eine Landkarte, dann fällt ins Auge, daß etwa die Hälfte der ökumenischen Kirchenzentren im südwestdeutschen Raum steht. Das könnte damit zusammenhängen, daß es 1971 eine Akademietagung in Bad Boll gab mit dem Thema „Gemeinsam planen – gemeinsam bauen“. Die weitaus meisten

ökumenischen Kirchenzentren sind aus lokalen Impulsen entstanden ohne Kenntnis anderer Projekte. In der Regel sind sie gemeinsame Antworten evangelischer und katholischer Ortsgemeinden auf die Herausforderung an kirchliche Arbeit in Neubaugebieten.

Ökumenische Gemeindezentren in der Sicht der Kirchenleitungen

Kirchenleitungen haben auf die Planung ökumenischer Gemeindezentren sehr unterschiedlich reagiert. Die Palette der Reaktionen geht von „Ermutigung“ bis „Restriktion“. In Berichten heißt es: Nach Ermutigung durch den Bischof am Anfang war der Bau dann „ein Zugeständnis mit halbem Herzen“. „Kirchenleitungsinterventionen belasten das Klima“. „Unser Bischof will selbst Hörender sein und steht voll hinter der Arbeit.“

Das ökumenische Gemeindezentrum ist das „Ergebnis eines zähen Ringes ... Von beiden Kirchenleitungen wurde nichts getan zur geistlichen Förderung des Projekts.“ „Wir sind sehr dankbar, daß unsere Kirchenleitungen unsere Gemeinden haben wachsen und manches ausprobieren lassen. Wir vermissen jedoch, daß auch auf der kirchenleitenden Ebene ähnliche Bemühungen selbstverständlich werden. Warum sind hier immer noch viel mehr Vorsicht und Behutsamkeit zu sehen als zeichenhaft ermutigende Schritte zur gelebten Einheit?“

Alois Klein berichtete 1978 bei der Konsultationstagung in Meschede von einer Meinungsbildung unter den Ökumenereferenten der katholischen Diözesen. Dabei habe sich eine Übereinstimmung über gewisse Grundregeln für ökumenische Gemeindezentren angebahnt, die ich hier referiere:

1. Der Bau von ökumenischen Gemeindezentren muß einen Sitz im Leben der betreffenden Gemeinden haben, d.h. er muß getragen sein von einer ökumenischen Bewußtseinsbildung in diesen Gemeinden.

2. Das Ausmaß der Gemeinsamkeit im Bau soll anzeigen, wie weit die ökumenische Verständigung gesamtkirchlich gekommen ist.

3. Es darf nicht zu einer Nivellierung des Sonderprofils und der konfessionellen Reichtümer der Gemeinden kommen. Klein spricht in diesem Zusammenhang von starken Bedenken der Kirchenleitungen gegen das Konzept der „total integrierten ökumenischen Gemeinde“.

Angesichts der Vielfalt von organisatorischen und juristischen Lösungen hinsichtlich der baulichen Konzepte, der Eigentumsverhältnisse und der Kostenregelungen in den bestehenden ökumenischen Gemeindezentren gibt Klein in seinem Vortrag klar getrennten Besitzverhältnissen in einem öku-

menischen Gemeindezentrum den Vorrang vor dem Modell ideeller Aufteilung ohne klare Umschreibung der Eigentumsanteile.

Das römische Sekretariat für die Einheit der Christen gab 1975 mit dem Papier „Die ökumenische Zusammenarbeit auf regionaler, nationaler und örtlicher Ebene“ einen Orientierungsrahmen für die ökumenische Zusammenarbeit der katholischen Kirche. Dieses Papier nennt die ökumenische Dimension einen der vorrangigen Aspekte der katholischen Kirche und betont in Übereinstimmung mit dem Konzilsdekret über den Ökumenismus, daß die ökumenischen Initiativen den örtlichen Bedürfnissen anzupassen sind, „denn es ist Sache der Ortskirche, hierzu einen unauswechselbaren Beitrag zu leisten mitten in der Wirklichkeit des Alltags“. Kapitel 3 beschreibt die Vielfalt der Bereiche und die verschiedenen Formen des örtlichen Ökumenismus und spricht in einem eigenen Unterabschnitt die „gemeinsame Nutzung von Baulichkeiten“ an. Von besonderem Interesse sind hier die folgenden Empfehlungen, die örtlichen Lösungen einen relativ großen Freiraum geben: „Aufgrund der sozialen Entwicklung und besonders aufgrund des rapiden Wachstums der Bevölkerung und des Bauwesens, auch aus finanziellen Gründen kann der gemeinsame Gebrauch von Baulichkeiten von praktischer Bedeutung sein, vorausgesetzt, daß ökumenische Beziehungen und ein gegenseitiges Verstehen zwischen den Gemeinden vorhanden sind. Es scheint aber nicht möglich, ein einheitliches Modell für diese Art von Teilhabe vorzulegen, zumal es sich stets darum handelt, für ein besonderes Bedürfnis oder einen Notstand Abhilfe zu schaffen . . . Wo immer es sich um die gemeinsame Benutzung von Gebäuden handelt, ist es wichtig, daß jede Verwirklichung von einer angemessenen Erziehung und Bildung der katholischen Gläubigen begleitet wird, so daß sie die Bedeutung dieser Teilhabe verstehen und jede Gefahr des Indifferentismus vermieden wird.“

Das Bistum Hildesheim hat 1979 die „Diözesankommission zur Förderung ökumenischer Arbeit“ mit einer Bestandsaufnahme der Erfahrungen der drei gemeinsamen Kirchenzentren in Hameln, Hannover-Mühlenberg und Lüneburg beauftragt, die in den „Mitteilungen“ für Seelsorge und Bildungsarbeit im Bistum Hildesheim (3/1980) erschienen ist.

Die Arbeit nennt die ökumenischen Gemeindezentren „Mahnzeichen“ des ökumenischen Auftrags der Gesamtkirchen und „ein wichtiges Erprobungsfeld von Möglichkeiten der Zusammenarbeit“ und empfiehlt deshalb, den „Gemeinsamen Kirchenzentren einen gewissen Spielraum für die Erprobung neuer Formen zu geben“.

Die Kommission beobachtet Phasen der Entwicklung der Zusammenar-

beit von der informellen Begegnung der Pastoren und einzelner Kreise über das Planen, Bauen und Einrichten des Hauses bis hin zum Erwachen eines reflektierten Interesses für die andere Konfession und das Annehmen der Grenzen für die Zusammenarbeit. Positiv wertet die Kommission: „Das Zusammenleben mit der Gemeinde einer anderen Konfession zwingt zu ständiger Überprüfung des eigenen Tuns und zum bewußten Einnehmen des eigenen Standpunktes . . . Das führt auch zu einer stärkeren Aufnahme des theologischen Wandels in der eigenen Kirche . . . Man lernt die andere Konfession nicht nur aus dem Lehrbuch, sondern im praktischen Zusammenleben kennen. Dabei bereichert man sich gegenseitig und gibt sich gegenseitig manche Anregungen . . . Die Gemeinden werden durch ihr Zusammenwirken vor der Öffentlichkeit glaubwürdiger und erweitern ihre Möglichkeiten, in die Öffentlichkeit des Stadtviertels hineinzuwirken. Die besonderen Begabungen der Mitarbeiter und der Gemeinden ergänzen sich oft glücklich. Konfessionsverschiedene Familien erhalten leichter Eingang zu ökumenischen Gemeindezentren als zu Gemeinden konfessionell geschlossenen Typs.“ An belastenden Erfahrungen nennt die Kommission unter anderem die zusätzliche zeitliche Belastung der Mitarbeiter in gemeinsamen Kirchenzentren für Gespräche und Absprachen und die Einarbeitungszeit bei Mitarbeiterwechsel. Die Kommission spricht sich in jedem Fall dafür aus, in gemeinsamen Kirchenzentren zwei Kirchen zu bauen, um für die volle liturgische Entfaltung der Gemeinden die nötigen Freiräume zu schaffen.

Ein Zeugnis verhaltener und restriktiver kirchenamtlicher Skepsis gegenüber gemeinsamem Bauen gibt 1971 die „Ökumenische Arbeitsgemeinschaft Missionarischer Dienste“ in Nordrhein-Westfalen in ihrem Arbeitspapier „Ökumenische Zusammenarbeit in den Neubaugebieten“ (dokumentiert im Kirchlichen Amtsblatt der EKvW 4/1971, S. 21).

Ohne auf praktische Erfahrungen verweisen zu können, formuliert man: „Beim derzeitigen Stand der ökumenischen Zusammenarbeit ist die gemeinsame Errichtung von Kirche, Gemeindezentrum und anderen Einrichtungen noch recht problematisch. Schwierigkeiten ergeben sich bei der Abgrenzung der Trägerschaft und bei der Finanzierung.“

Diese Sorge hat sich nicht bestätigt. Viel gelassener heißt es zehn Jahre später im erwähnten Hildesheimer Papier, das mehrjährige praktische Erfahrungen reflektiert: „Die unterschiedlichen rechtlichen Verhältnisse der Gemeindezentren scheinen für die praktische Arbeit am Ende wenig Bedeutung zu haben. Ob getrenntes Eigentum mit gegenseitigen Nutzungsrechten oder gemeinsames Eigentum: Bei der Nutzung der Gebäude kommt

es in beiden Fällen darauf an, gute Absprachen zu treffen. Diese gehen nicht selten an den rechtlichen Verhältnissen vorbei, ohne dagegen zu verstoßen. Insofern scheint die Rechtsform des gemeinsamen Eigentums, wie sie in St. Stephanus (Lüneburg) besteht, die sachgerechtere zu sein“, wo Grundstück und Gebäude je zur ideellen Hälfte dem Bistum Hildesheim und der evangelischen Gemeinde gehören und ein Vertrag Einzelheiten der Nutzung regelt. Bei getrenntem Eigentum der Kirchengemeinden unter einem Dach kommen wir in Meschede letztlich zur entsprechenden Praxis. Die beiden Gemeinden stellen die Bereiche des Hauses einander ohne Vorbehalte zur Verfügung und lösen vertragliche und finanzielle Probleme völlig unkompliziert.

Kirche oder Kirchen in ökumenischen Gemeindezentren

In den meisten ökumenischen Gemeindezentren werden zwei konfessionelle Kirchräume in der Mitte verbunden von einer offenen Ereignismitte, ergänzt durch Gemeinderäume. In anderen Häusern gibt es sehr bewußt nur einen Kirchraum. Aus grundsätzlichen theologischen Gründen habe ich mich in Meschede für einen Kirchraum stark gemacht. Hier gibt es nur einen Altar, an dem das eine Mahl noch nicht gemeinsam gefeiert werden darf. Dieser eine Altar ist wie ein Stachel im Fleisch. Der von beiden Kirchenleitungen verordnete andere Weg, zwei Kirchen zu bauen, war mir wie eine Verordnung zum Status quo an der Stelle, an der Christus in besonderer Weise zur Einheit beruft und verpflichtet. In Häusern mit zwei Kirchräumen geht man organisatorischen Schwierigkeiten um die günstigeren Gottesdienstzeiten aus dem Weg. Dort kann jede Gemeinde ihren Raum liturgisch ausstatten nach eigenem Bedürfnis ohne Rechenschaftsbeziehung zur anderen Gemeinde. Hier bekennt man sich vom Grundriß und von der Anlage des Hauses her auf Dauer zum Nebeneinander gottesdienstlicher Arbeit.

Mir lag daran, beim Bau des Hauses in Meschede nicht nur einen Rahmen und ein Forum für das gegebene Maß an Einheit zwischen den Kirchen festzuschreiben. Wir wollten baulich ablesbar und gottesdienstlich erlebbar machen, daß die ökumenische Bewegung eine Hoffnungsbewegung ist, in der hier und dort zu antizipieren ist, was unter dem Anspruch Christi werden will. Ich ließ mich leiten vom ökumenischen Modell der Konziliarität, das in Neu-Delhi (1961) mit folgenden Sätzen definiert wurde:

„Wir glauben, daß die Einheit, die zugleich Gottes Wille und seine Gabe an seine Kirche ist, sichtbar gemacht wird, indem alle an jedem Ort, die in

Jesus Christus getauft sind und ihn als Herrn und Heiland bekennen, durch den Heiligen Geist in eine völlig verpflichtete Gemeinschaft geführt werden, die sich zu dem einen apostolischen Glauben bekennt, das eine Evangelium verkündet, das eine Brot bricht, sich in gemeinsamem Gebet vereint und ein gemeinsames Leben führt, das sich in Zeugnis und Dienst an alle wendet ... Wir glauben, daß wir für solche Einheit beten und arbeiten müssen.“

Im Bewußtsein der hier beschriebenen Einheit sind wir deutlich gewachsen. Für diese Einheit beten und arbeiten wir in unserem Haus. Wir haben vor Augen, was noch zu lösen ist. Um einen Tisch, in einem Raum beten zwei Gemeinden in der Sehnsucht nach eucharistischer Gemeinschaft, die ihnen jetzt noch verwehrt ist. Sie bereiten sich durch Gastfreundschaft, Kenntnisnahme, gemeinsames Lernen und gemeinsames Leben darauf vor.

Zum Ausmaß der Integration konfessioneller Gemeindefarbeit in ökumenischen Kirchenzentren

Ohne die im vorhergehenden Kapitel genannte Zielvorstellung zu verleugnen, muß hier noch einmal betont werden: In den ökumenischen Kirchenzentren leben bis auf wenige Ausnahmen ganz normale konfessionelle Gemeinden miteinander unter einem Dach. Anders als in integrierten Personalgemeinden oder ökumenischen Basisgruppen, die sich häufig auf ökumenische Inseln zurückziehen, sind hier volksskirchliche Gemeinden miteinander unterwegs, mit all dem, was in der Struktur und im Bewußtsein einer Normalgemeinde jeweils jetzt da ist. So ist unter den gegebenen lokalen Verhältnissen nach einem realistischen Maß der Verbundenheit zu suchen. Wichtig ist eine ständige Bereitschaft zur Rechenschaft über die Beziehungen bei sich verändernden Voraussetzungen. Das Ausmaß der Gemeinsamkeit ist in den verschiedenen ökumenischen Kirchenzentren unterschiedlich und durchaus schwankend. Nicht die Fülle ökumenischer Veranstaltungen qualifiziert dabei die Beziehungen, sondern die Bereitschaft zum gegenseitigen Verstehen und zur ökumenischen Verpflichtung. Das gelingt, wie gesagt, in den verschiedenen ökumenischen Gemeindezentren unterschiedlich gut.

In Anwendung des Ökumenebeschlusses der katholischen Würzburger Synode (1976), „überall da gemeinsam zu handeln, wo die Voraussetzungen dafür gegeben sind“, formulierte Rudolf Atsma auf dem Katholikentag in München im Forum Ökumene über die Arbeit im Ökumenischen Kirchenzentrum Neckargemünd: „Praktisch gesehen bedeutet diese Aus-

sage für uns folgendes: Gemeinsamkeit und gemeinsames Handeln ist für uns der Normalfall. Wo getrennte Wege beschritten werden sollen, muß das ausdrücklich begründet werden.“ Eine praktische Auswirkung dieses Grundsatzes ist in Neckargemünd die Zusammenführung der beiden Gemeindeleitungen in einen ökumenischen Gemeinderat.

In einem Bericht aus einem anderen ökumenischen Gemeindezentrum vor dem „Rat christlicher Kirchen Nordhessens“ aus dem Juni 1984 lese ich: „Trotz der hier kurz geschilderten verschiedenen Aktivitäten der Vergangenheit ist der gegenwärtige Stand der ökumenischen Arbeit im Ökumenischen Gemeindezentrum auf fast null gesunken . . . Ein Ausschuß aus den Leitungsgremien der beiden Gemeinden soll im Juni dieses Jahres über die Lage und die zukünftigen Möglichkeiten der Zusammenarbeit beraten.“ In der Analyse der Gründe für den Rückgang der gemeinsamen Arbeit wird hier unter anderem der Trend zur selbständigen Darstellung konfessioneller Identität einer Gemeinde genannt. Weiter wird darauf verwiesen, daß die Gemeindegrenzen nicht deckungsgleich sind. Der katholische Pfarrer hat einen großen Bereich außerhalb des Einzugsgebietes des ökumenischen Kirchenzentrums zu versorgen und konzentriert seine Arbeit zunehmend auf die am anderen Ort stehende Pfarrkirche.

In Kassel-Baunatal feierte man „ohne Schwung“ vor kurzem das zehnjährige Bestehen des gemeinsamen Hauses. Jetzt geht man auseinander „ohne Krach und ohne Liebe“. Hier waren zum Zeitpunkt des Einzugs in das gemeinsame Haus durch Pfarrerwechsel, stärkere Betonung konfessioneller Identität, räumliche Fehlplanung und eine Verlagerung des Ortskerns die Voraussetzungen gemeinsamer Arbeit stark verändert. Die katholische Gemeinde baut eine eigene Kirche und bemüht sich um den Verkauf ihres Gebäudeanteils an die evangelische Gemeinde, was deren finanzielle Möglichkeiten bei weitem übersteigt. Weitere gemeinsame Arbeit wird im begrenzten Rahmen nicht ausgeschlossen.

In Neckargemünd ist ein hohes Maß an Kongruenz zwischen den Gemeinden gewachsen. Eine lange intensive Vorbereitungszeit ließ ein großes Vertrauensverhältnis der Gemeinden wachsen. Eine günstige und seit Anfang stabile personelle Besetzung der Pfarrstellen führte zu einem starken Einvernehmen in der Konzeption der Arbeit. Rudolf Atsma, der evangelische Pfarrer, sagte beim Forum Ökumene in München: „Von Anfang an war uns klar, daß wir die zwei Schwerpunkte unserer Arbeit, das wachsende Neubaugebiet und die Arbeit im Rehabilitationszentrum, nur gemeinsam bewältigen könnten.“

An anderen Orten hat man mit vorgegebenen Ungleichgewichten wesentlich größere Schwierigkeiten. Diese Schwierigkeiten führen zu Spannungen, wenn es versäumt wird, die jeweiligen Voraussetzungen der Arbeit der konfessionellen Gemeinden gemeinsam zu verstehen und gegenseitig zu tragen bzw. zu akzeptieren. Die gemeinsame Arbeit ist auch unter ungünstigen Bedingungen dort möglich, wo der Wille zur Gemeinsamkeit mit realistischer Planung der Gemeinden verbunden wird.

Im Blick auf die gemeinsame Arbeit in Meschede möchte ich formulieren: Wir bemühen uns nach innen in unseren Gemeinden um ein intaktes Gemeindeleben und versuchen uns gleichzeitig offen zu halten für die andere Gemeinde bis dahin, daß wir bei unseren Entscheidungen die andere Gemeinde vor Augen haben. Was wir gemeinsam tun, das hängt im konkreten Gemeindealltag vielfach vom Rhythmus der einzelnen konfessionellen Gemeinde ab.

Wenn z. B. die Gemeinden sich konzentriert mit ihren Mitarbeitern auf die Erstkommunion, die Firmung und die Konfirmation vorbereiten, dann stören zu viele davon unabhängige ökumenische Engagements und überlasten einen Kern hier wie da engagierter Gemeindeglieder. In einer solchen Zeit geben wir uns frei, nicht ohne mit Interesse Ideen auszutauschen und voneinander zu lernen. Nach Abschluß der genannten Vorbereitungen gehen wir in diesem Jahr gemeinsam mit allen Kräften an die Vorbereitung eines Sommerfestes und eines gemeinsamen geistlichen Wochenendes im Herbst.

Während wir im Zusammenhang von Konfirmation, Firmung und Erstkommunion die konfessionelle Identität der Gemeinden stärken, dient das gemeinsame Wochenende mit seiner Gebetskette der Prägung ökumenischer Spiritualität. Mit dem Siedlungsfest wenden wir uns sehr bewußt der gesamten Wohnbevölkerung des Neubaugebietes zu, deren Integration eines der ersten Ziele unseres gemeinsamen Engagements in der Mescheder Gartenstadt war. Auch die über 20 Nachbarschaftstreffen dienten diesem Ziel.

Es gibt eine Fülle von Berührungspunkten in der Alten-, Kinder- und Jugendarbeit, in der Frauenarbeit, in Bastel- und Werkkursen, in einem ökologischen und einem entwicklungspolitischen Arbeitskreis. Wir treffen uns zu monatlichen Begegnungsabenden und sprechen über uns gemeinsam bewegende Fragen aus Kirche und Gesellschaft. Wir halten gemeinsam Bibelwoche, haben regelmäßig ökumenische Gottesdienste, beten monatlich einmal abends um die Einheit der Christen und laden wöchentlich zum Morgengebet mit anschließendem ausführlichen Frühstück ein.

Ein- bis zweimal im Jahr halten wir in großem Rahmen das erwähnte gemeinsame Wochenende mit einer Gebetsnacht, die von vielen getragen und über Wochen vorbereitet wird. Stunde für Stunde bedenken wir hier im Gebet gemeinsame Anliegen. Der Gebetsnacht voraus geht eine katholische Messe, in der die evangelische Gemeinde zu Gast ist. Anschließend gibt es ein gemeinsames Abendbrot. Morgens nach der Gebetsnacht trifft man sich zum gemeinsamen Frühstück, das übergeht in einen evangelischen Abendmahlsgottesdienst, in dem die katholische Gemeinde zu Gast ist. Anschließend gibt es einen Eintopf. An solchen Wochenenden verzahnt sich das, was intensiv in kleinen Gruppen geschieht, mit dem Leben der ganzen Gemeinde. Da entwickelt sich ökumenisches Bewußtsein in größerem Rahmen. Die gemeinsam gestaltete Gebetsnacht und die Mahlzeiten sind umgeben von konfessionellen Gottesdiensten, zu denen wir uns gegenseitig einladen, um uns nicht nur in ökumenischen Sonderräumen, sondern im normalen Vollzug unserer gottesdienstlichen Formen zu erleben und kennenzulernen.

Von der Auswirkung gemeinsamer Arbeit in ökumenischen Gemeindezentren

Generell läßt sich sagen, daß die gemeinsame Arbeit im gemeinsamen Haus die Glaubwürdigkeit kirchlicher Arbeit auch Außenstehenden gegenüber steigert. – Konfessionsverschiedene Familien spüren Entlastung und lassen sich leichter ansprechen. – Gemeinsames Aufnehmen von Problemen im Wohn- und Siedlungsbereich stärkt die Möglichkeiten gegenüber kommunalen Verwaltungen und führt zu größerem Einvernehmen unter der Wohnbevölkerung. – Ein offenes Vertrauensverhältnis und ein stimulierender Wettbewerb zwischen den Gemeinden eines Hauses setzt Energien und Aktivitäten frei. – Im ökumenischen Prozeß des gegenseitigen Lernens und Befragens werden Grundelemente des Glaubens bewußt. – Häufig kommt im Gegenüber oder in Nachbarschaft zum anderen das Eigene zum Ausdruck.

Soweit ich sehen kann, hat sich in den ökumenischen Kirchenzentren die Bindung der Gemeindeglieder an ihre Muttergemeinde nicht gelöst. Die Identität ist häufig bewußter geworden, was jedoch nicht ausschließt, daß man den Ängsten und der Enge der Kirchen gegenüber kritischer wird. Nirgends ist in Berichten von Indifferenz als Folge gemeinsamer Arbeit die Rede.

Beim Umgang mit Christen anderer Konfessionen wird ein ökumenischer Lebensstil trainiert, der befähigt zum Zusammenleben mit Christen anderer Meinung und Lebensäußerung in der eigenen Gemeinde. In der ökumenischen Beziehung entwickelt sich eine Mentalität des Verstehens, der Rücksichtnahme und der Offenheit, die für das Christ- und Menschsein insgesamt von Bedeutung ist.

In Meschede gab es in den vergangenen Jahren eine schwelende Spannung zwischen einem Kern ökumenisch engagierter und verbundener Gemeindeglieder und einer nicht deutlich sichtbaren anderen Gruppe von Gemeindegliedern. Man warf der ökumenischen Initiativgruppe elitäres Denken und vorpreschendes Verhalten vor und lähmte so in der Gemeindeleitung und bei der Gruppe den Willen zum gemeinsamen Engagement. Eine Umfrage der katholischen Gemeinde unter den Gottesdienstbesuchern eines Sonntags hat mit dem Ergebnis großer Zustimmung und Erwartung an die gemeinsame Arbeit neue Energien freigesetzt.

Dieser Vorgang ist symptomatisch für unsere volksskirchliche Situation, in der intensive Prozesse des Gemeindegewerdens kleinerer Gruppen immer wieder durch Rücksichten auf einen volksskirchlichen Rahmen nivelliert werden.

Pfarrer und Leitungsgremien in ökumenischen Kirchenzentren

Beim Blick in die Arbeit der ökumenischen Kirchenzentren zeigt sich, wie stark ökumenische Arbeit von der Bereitschaft und dem gegenseitigen Verhältnis der jeweiligen Pfarrer abhängig ist. Es gibt Beispiele, wo mit dem Pfarrerwechsel die Konstellation in den Häusern sich völlig änderte. Es gibt unter uns zuviel Möglichkeit zur Willkür.

Wenn Pfarrer wechseln und ökumenische Arbeit durch ihr Kommen und Gehen möglich wird oder zusammenbricht, ist etwas faul. Mich ärgert, daß immer wieder der ökumenische „Fehltritt“ geahndet wird – nicht aber die ökumenische Verweigerung. Bei der Wiederbesetzung von Pfarrstellen müßte deutlicher als anderswo auf Voraussetzungen zum ökumenischen Dialog geachtet werden. Eine längere Amtszeit für Gemeindeleiter in ökumenischen Kirchenzentren ist sehr wichtig.

Ein katholischer Pfarrer schreibt in einem Bericht: „Ich erlebte bei meinem Kommen ein ökumenisch fortgeschrittenes Bewußtsein vieler Gemeindeglieder. Ich mußte nachkommen. Das hat bei mir einige Zeit gedauert. Ich kann heute sagen, daß ich hier persönlich an Weite gewonnen

habe und daß ich in der theologischen Herausforderung der Arbeit hier gewachsen bin.“

Die Analyse von L. Scherzberg in dem soeben erschienenen Buch, „Ökumene in Gemeinden“¹ über das Leben im Gemeinsamen Kirchenzentrum in Meschede weist auf die Existenz eines informellen Beziehungsgeflechtes hin, das unabhängig von den Pfarrern ist. Ich halte solche Beziehungsgeflechte für eine außerordentlich wichtige Voraussetzung für die Kontinuität ökumenischer Arbeit in gemeinsamen Kirchenzentren.

Die dominierende Rolle der Pfarrer für die ökumenische Arbeit in der Ortsgemeinde wird durch die Existenz eines gemeinsamen Hauses ein wenig relativiert. Der vorgegebene bauliche Rahmen mahnt und drängt, gemeinsam zu arbeiten und zu entscheiden.

Wichtig ist neben dem Abschluß von Verträgen die regelmäßige Absprache und Konfliktregulierung in gemeinsamen Gremien. In Meschede geschieht das in baulicher und finanzieller Hinsicht in einem kleinen paritätisch besetzten Kuratorium, dem die Gemeinden gewisse Kompetenzen übertragen haben. Die inhaltliche Planung gemeinsamer Arbeit geschieht durch eine ökumenische Planungsgruppe, die sich zusammensetzt aus Pastoren, Vertretern des Presbyteriums und des Pfarrgemeinderates und je drei Vertretern einer offenen ökumenischen Initiativrunde. Zeitweilige Kompetenzprobleme zwischen dieser Runde und der Gemeindeleitung wurden durch die Bildung der ökumenischen Planungsgruppe ausgeschlossen.

Sollen solche Gremien die Persongebundenheit ökumenischer Arbeit auf eine breitere Basis stellen, dann sind sie zu entwickeln und in ihrer Kompetenz zu stärken. Eine Rechenschaftsbeziehung dieser Gremien zu den Gemeindeleitungen muß unbedingt vorgesehen werden, um die Anliegen ökumenischer Arbeit von den Gemeinden insgesamt mitverantworten zu lassen.

Geistliche und spirituelle Grundbedingungen des Lebens in ökumenischen Kirchenzentren

Soll gemeinsames Leben in einem ökumenischen Kirchenzentrum gelingen, dann müssen spirituelle Grundvoraussetzungen gegeben sein und eingehalten werden.

In Dortmund-Scharnhorst scheiterte vor Jahren der Plan, ein gemeinsames Kirchenzentrum zu bauen, an den unterschiedlichen pastoralen Konzepten der Gemeinden. Dort begann die Arbeit in einer Pioniersituation auf der grünen Wiese mit positiven ökumenischen Vorerfahrungen und einer Menge an Gemeinsamkeit bei der Aufarbeitung kommunalpolitischer Probleme. Beide Kirchenleitungen verhinderten den gemeinsam geplanten Bau. Mit dem Aufbau der benachbarten eigenen Gebäude der Gemeinden entwickelten sich unterschiedliche Gemeindeprofile und pastorale Konzepte. Auf katholischer Seite bildete eine kleine Gruppe von Franziskanern den Kern hauptamtlicher Mitarbeiter. Ihr Engagement wurzelte in der Suche nach neuen franziskanischen Lebensmodellen. Die Bildung der Gemeinde war hier verbunden mit einem starken spirituellen und gottesdienstlichen Engagement.

Die evangelische Gemeinde hat sich demgegenüber stark kommunalpolitisch und problemorientiert engagiert mit einem starken Instinkt für Dinge aus der lokalen Tagesordnung. Die gottesdienstliche Dimension war hier unterentwickelt und wenig betont. Während die katholische Gemeinde sich politisch sehr zurückhaltend verhielt, wurde die evangelische Gemeinde von katholischer Seite wie eine „pressure group“ empfunden, der es stark um die Eindeutigkeit der eigenen politischen Position ging.

Völlig unterschiedliche politisch-theologische Konzepte ließen die anfängliche ökumenische Arbeit total verkümmern. Die Sprachlosigkeit zueinander in bestimmten Dingen und die mangelnde Bereitschaft zum Eingehen auf den anderen schaffte zunehmend Distanz. Es gab wenig gemeinsames Atmen auf geistlicher Ebene. Im Ausbilden der Eigenprofile wurde in der Gemeinde-, Jugend- und Altenarbeit zunehmend gedoppelt. Erst in allerneuester Zeit zeigen sich neue Ansätze zu gemeinsamer Arbeit, die mit aufkommender gegenseitiger Lernbereitschaft auf politischer und geistlicher Ebene einhergeht.

Das Dortmunder Beispiel zeigt, daß gemeinsame Arbeit in ökumenischen Kirchenzentren bei völlig anderen Pastorkonzepten und einer Entflechtung der Baukörper kaum gelingen kann. Zum Gelingen des gemeinsamen Lebens unter einem Dach gehört das gemeinsame Beten, das gemeinsame Erleben der Wurzeln des Glaubens und das Befragen der gelebten Frömmigkeit in den Kirchen. Ein Bericht eines Gemeinsamen Kirchenzentrums spricht hier von der „glücklichen Erfahrung, mit dem anderen fromm zu sein“.

Zum Gelingen gemeinsamen Lebens gehört weiter ebenso wesentlich das gemeinsame, nach außen gehende Engagement, das in der Fürbitte der

Gemeinde wurzelt und das aus dem Erlebnis einer sich einenden Christenheit zur Versöhnung der vielfach gespaltenen Welt ruft. Der Ruf aus der Gemeinsamkeit christlichen Zeugnisses ist glaubwürdiger und öffnet die Ohren Fremder eher.

Am Anfang der ökumenischen Arbeit in gemeinsamen Kirchenzentren steht häufig die Herausforderung einer Nullpunktsituation in einem Neubaugebiet. Ein urchristliches Erleben einer noch provisorischen Versammlung der Gemeinde läßt in manchen Berichten die Faszination des Anfangs spüren. Große Nähe und gegenseitige Aufmerksamkeit schafften hier vielfach ein intensives Zusammengehörigkeitsgefühl. Die Einordnung des ursprünglich erfahrenen Anfangs in die pastorale Arbeit der Gemeinden läßt das Miteinander in ökumenischen Kirchenzentren häufig in eine Krise kommen. Hier muß nach der baulichen Planung intensiv geistlich und praktisch gesucht werden nach „der realistisch denkbaren Glaubenseinheit“ (Karl Rahner) vor Ort.

In den ersten Wochen des Lebens im Gemeinsamen Kirchenzentrum in Meschede schrieb ich 1976 folgende Zeilen:

„Das Haus steht.

Es weckt Erwartungen.

Seine Möglichkeiten zur Integration sind groß.

Beide Gemeinden erleben die Spannung zwischen den räumlichen Möglichkeiten und den Erwartungen der Gemeinden einerseits und den kirchenpolitischen Rücksichten und den menschlichen Schwächen andererseits.

Die Spannung macht das gemeinsame Leben zum Wagnis.

Es ist ein Wagnis mit Grund!

Solcher Grund ist sichtbar entstanden, wo sich beide Gemeinden auf gemeinsames Hören des Wortes einließen.

Es wurde belastet, wo das Wagnis taktisch kalkuliert wurde.

Wir haben erfahren:

Wo Konkurrenzdenken dem Bewußtsein gemeinsamer Sendung weicht, ist Überraschendes möglich.

Der Phantasie des Glaubens und Lebens öffnet sich ein weites Feld . . .“

Einige Jahre später sagte mir ein Besucher in Anspielung auf den Kleinen Prinzen von Saint-Exupéry: „Du bist verantwortlich für das, was Du Dir vertraut gemacht hast. Du stehst in einer Berufung. Wer berufen ist, weiß nie, wo er ankommen wird. Du stehst in einer Geschichte des Heilwerdens. Du darfst die Einheit schmecken, auch wenn sie Dir noch nicht endgültig geschenkt wurde. Gott braucht Menschen, die in den Riß treten. Die Wun-

den der Christenheit müssen schichtweise genährt werden von innen nach außen.“ Das Leben und Arbeiten in ökumenischen Kirchenzentren hat von hierher einen tiefen Sinn.

ANMERKUNG

- ¹ Es sei ausdrücklich hingewiesen auf eine Arbeit zur „Ökumene am Ort“, die im März 1985 im Verlag der action 365, Frankfurt, erschienen ist: Ökumene in Gemeinden, Struktur und Prozesse ökumenischer Beziehungen, herausgegeben von Helmut Geller in Zusammenarbeit mit Peter Beckmannshagen, Mechthild Geller und Lucia Scherzberg. Diese Arbeit untersucht u. a. Die Struktur der ökumenischen Beziehungen in den ökumenischen Gemeindezentren Hagen-Helfe und Meschede. Aus dieser Arbeit konnte hier noch nicht zitiert werden.